

Prinz Amadeo als König von Spanien.

Durch einen eigenthümlichen Zufall ist Prinz Amadeo, der ehemalige König von Spanien, gerade zu einer Zeit gestorben, wo nicht bloß Spanien mehr wie gewöhnlich von sich reden macht, sondern auch die dortige Lage gerade so verfahren ist wie damals, wo die spanische Königskrone herumgeboten wurde, bis der zweite Sohn Viktor Emanuels sie annahm. Es ist daher von besonderem Interesse, gelegentlich des Todes Amadeo's auf jene Episode kurz zurückzukommen.

Isabella war unter einmüthigem Entschlußsurm der Cortes, der Bevölkerung und der Armee verjagt worden, nachdem ein halbes Jahr zuvor noch ein deutscher klerikaler Schriftsteller, Herr Reinhold Baumfart, der Spanien bereiste, erklärt hatte, kein Thron in Europa stünde so fest wie derjenige Isabellas. Die spanische Parteien schwankten lange zwischen Republik, Monarchie und Diktatur, aber endlich entschlossen sie sich für die Monarchie und wählten einen König, und zwar auswärts, da man von den Bourbonen und allen ihren Anhängern nichts wissen wollte. Es lagen schon etliche Ablehnungen vor, als die Kandidatur des hochzollern'schen Prinzen Leopold die Veranlassung zum deutsch-französischen Krieg gab. Es kennzeichnet den politischen Träumen, der auf dem französischen Kaiserthron saß, daß er meinte, Spanien bestünde sich noch in der Stellung vom Anfang des 18. Jahrhunderts, wo wegen der spanischen Erbfolge ein vierzehnjähriger verheirateter Prinz gelehrt wurde. In diesem Jahrhundert ist die spanische Krone sicher auch nicht den würdigen Krieg werth gewesen. Nach etlichen ferneren Ablehnungen entschloß sich der damals 25jährige Prinz Amadeo, die spanische Krone anzunehmen, die ihm am 16. Nov. 1870 von den Cortes mit 191 Stimmen angeboten wurde. Bei der Abstimmung erhielt auch der Sohn Isabellas, Alfonso, 2 Stimmen. Er wurde der spätere Alfonso XII. An der Spitze der Deputation, welche dem Prinzen Amadeo das Anerbieten überbrachte, befand sich Ruiz Zorrilla. Er war es auch, der mit dem Marschall Prim und Sagasta die Kandidatur Amadeo's aufgestellt hatte. Zorrilla erhielt von Viktor Emanuel den Annunziaten-Orden, dessen Träger das Recht hat, sich „Führer des Königs“ zu nennen. „Ich vertraue Ihnen meinen Sohn an“, sagte Viktor Emanuel zu Zorrilla; „ich gebe ihn den Spaniern, aber ich rechne auf Sie, daß Sie ihn unterstützen und ihm raten“. Der neue „Vater des Königs“ verpackt Alles, was aber bald das Gegentheil davon.

Am 30. Dezember 1870 landete der neue König von Spanien mit seiner Gemahlin in Cartagena. Hier erhielt er, zum Empfang auf spanischem Boden, die Nachricht von der Ernennung des Marschalls Prim. Alles war bestürzt über das schlimme Vorzeichen, aber Amadeo zeigte keine Furcht: „So etwas kann überall und Jedermann passieren“, sagte er. „Auf nach Madrid, meine Herren, und thun wir unsere Pflichten!“ Am 2. Januar 1871 zog er in Madrid ein und leistete den Eid auf die Verfassung. Er war ein schöner eleganter Mann und machte überall einen guten Eindruck. Er hatte den festen Willen, verfassungsmäßig zu regieren und Spanien glücklich zu machen. Er hatte aber auch bald herausgefunden, wo es den Spaniern fehle und wo sie am weitesten hinter den anderen Völkern zurückgeblieben sind: in wirtschaftlicher Beziehung und in der Schulbildung. Hier sollte der Haupthebel angelegt werden. Aber der König hatte mit Leuten zu rechnen, die nicht so dachten wie er, mit Fractionen, Coteries, Ergeizigen, Strebern, mit der ganzen Mißere des spanischen Parteinetzes und mit einem politisch durchaus ungeschulten Volke. Er versuchte es mit allen Parteien und brachte es in zwei Jahren auf neun Ministerien, radikale, konservative und liberale in dunter Abwechslung, aber es ging nicht vorwärts. Bald schwand auch der erste gute Eindruck, den Amadeo gemacht hatte. Der Adel hatte sich demontirte vom Hofe zurückgehalten und wählte allmählich, vom Kreis zurück, der dem Sohne des „Kirchenaubers“ Viktor Emanuel nicht grün war, auch das Volk gegen den „Ausländer“ einzunehmen. Der König unterließ die diesen Zustand noch durch einige Mißgriffe. Um einen glänzenden Hof zu bekommen, schuf er für den alten Adel, der nicht kam, einen neuen, indem er eine Menge Industrieller, Rentner, Fabrikanten u. s. w. mit Adelstiteln ausstattete, was sich natürlich die Presse, namentlich die satirische, nicht entgegen ließ. Auch die Königin, die nur der Wohlthätigkeit lebte, vermochte nicht, der wachsenden Unpopularität ihres Gemahls zu steuern. Im Juli 1872 wurde sogar ein Vorübergehender in ihm gemacht. Als er Abends mit der Königin in einem Wagen, den er selbst führte, nach dem Palast zurückkehrte, wurden aus nächster Nähe Revolvergeschosse auf ihn abgefeuert. Er erhob sich sofort, um die Königin zu bedenken, hieb einen der Mörder mit der Peitsche über das Gesicht und fuhr dann im Galopp davon.

Endlich war er müde. Er war wieder im Zwiespalt mit seinem Ministerium und in den Cortes war der Parteizwiespalt wieder ganz verfahren. Die Cortes hatten sich mit 191 Stimmen — dieselbe Zahl die ihm die Krone

angeboten — gegen die Ansicht des Königs erklärt, und die Konservativen an die er sich hatte wenden müssen, konspirierten offen gegen die demokratische Verfassung. Der König war rasch entschlossen. In der Nacht zum 11. Februar 1873, ohne Jemand zu Rathe zu ziehen, schrieb er eine Proklamation an die Cortes, in der er diesen mittheilte, daß er die Krone Spaniens niederlege und in seine Heimath zurückkehre. Am Abend desselben Tages reiste er mit seiner Familie ab, in der Richtung nach Estremadura über Portugal. Es herrschte Schneegestöber wie an dem Tage, wo er den spanischen Boden betreten hatte. Die Königin war noch schwach von ihrem Wochenbette; sie hatte gerade 14 Tage vorher ihrem dritten Sohne das Leben gegeben. Die Heile war daher gerade für sie ein wahrer Lebensweg, zumal da es ihr unterwegs auch an den unerlässlichen Lebens- und Erfrischungsmitteln mangelte. Das Paar atmete erleichtert auf, als es Spanien hinter sich ließ.

In der Proklamation, mit welcher Prinz Amadeo die Krone von Spanien niederlegte, heißt es: „Zwei lange Jahre sind es, daß ich die Krone Spaniens trage, und Spanien lebt in beständigem Kampf und nicht die Zeit des Friedens und des Glücks, welche ich so inbrünstig ersehne, von Tag zu Tag weiter hinausgerückt. Wenn die Feinde meines Glückes Fremde wären, dann würde ich an der Spitze dieser ebenso tapferen wie ausdauernden Soldaten, der erste sein, sie zu bekämpfen. So aber sind alle, die mit dem Schwerte, der Feder oder dem Worte die Leiden der Nation verlängern und erschweren, Spanier; alle rufen den iberischen Namen des Vaterlandes an, alle kämpfen und arbeiten für sein Wohl, und inmitten des todes Kampfes der verworrenen, betäubenden und sich widersprechenden Rufe der Parteien, der zahlreich und einander entgegengesetzten Aeußerungen der öffentlichen Meinung ist es unmöglich, zu erkennen, wo sich die Wahrheit befindet, und noch unmöglicher ein Heilmittel für so viele große Uebel zu finden. Ich habe eifrig nach demselben gesucht innerhalb des Gelezes und habe es nicht gefunden. Außerhalb des Gelezes darf der es nicht suchen, der geschworen hat, das Gesetz zu beobachten.“ Diese Worte echnen den Prinzen ebenso, wie sie die Spanier richtig charakterisiren. Sie haben heute noch ihre Geltung, und zwar heute erst recht wieder. Die Spanier nahmen sie leicht: sie proklamirten die Republik, welche in zwei Jahren ebenfalls abgewirksam hatte, dann hielten sie die Bourbonen wieder herbei und sungen den Kreislauf von Neuem an.

Die Geschichte Don Amadeo's, König von Spanien, ist ein eindringliches Lehrbuch für die Spanier: es ist zu fürchten, daß sie es entweder nicht lesen können oder nicht verstehen wollen.

Zehn Jahre.

Ein amerikanisches Duell.

In Philadelphia hat Amerika alle Seiten seiner Leistungsfähigkeit prodigirt; selbst die künstlerische, die es doch kaum besitzt. Es wollte nicht, daß man von ihm sage, es habe gar keine Kunst. Es exponirte also seine Gemälde und seine Sculpturen. Es waren wahrhaftig keine Meisterwerke; ja die Gemälde waren, wie ich dazumal gelesen habe, in der Zeichnung steif und mit äußerlicher Nüchternheit gemalt. Manche behaupten, daß die Kunstfertigkeiten des in Anstehen begriffenen Aletenstammes von lebhafterem Kolorit sind, und was die Bildhauerkunst der Vantees betrifft, so sollen die kindlichen Erzeugnisse der Marzillierei mehr plastischen Sinn verrathen. Auch von der Musik wollen sie nichts wissen, wenn sie nicht mit irgend einer ungewöhnlichen Kraftentwicklung kombinitirt ist. Darum haben sie die Dampforgel mit so großem Geräusch begrißt und applaudiren sie bereit dem elektrischen Clavier-Concert, das ein Künstler dreißig Stadien zugleich gibt. Sie erwarten nur noch, daß ein Wagner überwogender Kompositur ihnen eine Batterie Krupp'scher Kanonen in Akorden abfeuert. Das wäre ein Genuß!

Dergleichen ist ohne Zweifel das Ueberfließen der Kraft. Die große Menge ungezügelter Willenskräfte, die in Forme, und deren schädliche Ueberflüsse das weisse Gesicht einbändert, sind fortwährend sich zu äußern. Starke Menschen sind immer gerühmungsflüchtig. Und während sie selbst Einen leicht beleidigen, verlangen sie von Anderen Schonung, Respekt, ja Bewunderung. Der Schwächerer, der in die Lage kommt, sich verteidigen zu müssen, sorgt, um unter dem Mißverhältniß nicht zu leiden, für ein Gegengewicht. Und er verfallt darauf, ein finstres Zimmer zum Kampfplatz zu nehmen, wo weder Gesichtlichkeit im Feghen, noch Kraft etwas nützt. Da entscheidet der nackte Zufall. Soll schon ein Duell stattfinden, so sel es wirklich blind. Ruft man ein Gottesurtheil an, so empfangen es mit geschlossenen Augen. Zuletzt aber erwies sich der in einem finstren Zimmer ausgefochtene Glückskampf als ungenügend. Aus einem Menschen strahlte ein stärkerer Magnetismus, als aus dem anderen; auch das elektrische Funtenprühen des Haars, die Emanation der thierischen Wärme konnte trotz der Finsterniß zum Verräther werden. Rein, auch das ist nicht das richtige Gottesurtheil. Und sie erfanden das Loos mittels Kugeln. Das ist wahr-

haftig die einfachste Sache von der Welt. Daß man gerade im Lande des großen Christophoro so spät auf dieses Kolumbus-Ei verfallen! Wer die weiße Kugel zieht, zündet sich noch einer höflichen Verbeugung die Cigarre an und geht aus dem Zimmer; wer die schwarze gezogen hat, nimmt anstatt der Cigaretten das Pfeifengestänge aus der Tasche und zerschmettert sich mit einem Revolver die Hirnschale, wie es erst dieser Tage ein sechszehnjähriger Jüngling in Budapest gethan. Das ist das Ganze. Rein Aufsehen, kein Lärm. Die Polizei weiß nichts davon. Am anderen Tage meldet die Zeitung nur einen „Schußmord“. Und es war doch kein solcher, sondern ein Duell, ein wahres amerikanisches Kollisionsduell. Wie praktisch! Ein Mensch genügt dabei.

Ob der Name des Erfinders wohl auch mit auf der großen Erztafel steht, die der Welt das Namensverzeichnis aller Wohlthäter Amerikas verlistet? Und warum sollte er auch nicht dort prangen? Der so etwas geschah hat, muß ein großer und erster Mann gewesen sein. Er war von Absehen erfüllt gegen die Art der billigen Schlägerei, mit welcher „bort drüben“ zwei übermüthige Burthen einander das Flaumgeschicht elegant auftragen, dem dann das schwarze englische Pfaster so gut stehen wird. Der sie schiessen das bekannte Loch in die Natur, feuern das Gewehr in die Luft ab und gehen dann Arm im Arm zum Restaurant, wo die Tofelinde miteinander auf langes Leben anstoßen. Will man ein Duell, so sei es auch ein solches und nicht eine schöne Puppenkomödie! Entweder ich oder du. Aber gibt es etwa ein Vollkommenes, was nicht noch vollkommener gemacht werden könnte? Uns Ungarn gebührt der Ruhm, das amerikanische Duell verbessert und in seinen Kombinationen beträchtlich vermehrt zu haben. Nicht etwa eine Minute, eine Stunde oder ein Tag trennt den Verlierenden von dem verhängnisvollen Augenblick. Auch nicht bloß ein Jahr, sondern ein Zeitraum von zehn Jahren — siebenundachtzigtausend und sechshundert Stunden tödlicher Angst. Doch auch nicht der Angst. Denn Herr von Monay hat den Abchiedsbrief, in welchem er seine Mutter um Vergebung bittet, mit festen Jügen geschrieben; — die unglückliche Mutter, die am Morgen ihren prächtigen Sohn aus Herz drückte und vielleicht in dem Augenblick für das Wohl ihres Kindes betete, in welchem dieses sich den Schädel zerschmetterte.

Was mag die Ursache gewesen sein?

Der dreißigjährige Mann war vor zehn Jahren zwanzig Jahre alt; also ein leichtsinniger, müßwilliger, verlebter Jüngling, der für ein paar blaue oder schwarze Augen schwärmte, aus Freundschaft ein Glas Wein zu viel trank, der Gesellschaft zullebe Karten spielte, Gedichte schrieb und nebenbei sich zur Richteramtprüfung vorbereitete.

Was mag gechehen sein?

Er mag beim Kartenspiel einen Streit gehabt, einem Kameraden die Geliebte abgegriffen, dessen Kenntnisse geringgeschätzt oder von einem Gedächtnisse gefügt haben, daß es einseitig sei. Gut. Es gibt ja keine Geringfügigkeit, aus der bei uns nicht ein Duell entstehen könnte. Die Jungen gerietten also in Streit und sie schlugen — nein, sie schlugen sich nicht. Sie vertrauten ihre Affäre nicht freundschaftlichen Selbstanten an, damit diese, wenn möglich, die zürnenden Parteien zur Ausöhnung bewegen oder damit sie, wenn ihre hebelnütigen Seelen durchaus nicht nachgeben wollen und sich nach tapferem Blutvergießen sehen, in Gottes Namen gegeneinander vom Leber ziehen, jedoch so, daß beim ersten rothen Tropfen die Komödie zu Ende sei; denn die Erde, die wahre Erde, die nie geräubt werden — die man nur verlieren kann: sie trinkt das Blut nicht bitter.

Nein, die jungen Leute schlugen sich nicht. Ohne Zeugen, bei einem frohigen Abendessen, waren sie in die beiden Kugeln in eine Büchse und verpflichteten sich mit Ehrenwort, daß der sich löbte, den das Loos trifft. Und nicht gleich, sondern erst nach zehn Jahren.

Einen so ungeheuren Wahnsinn kann nur ein junges Hirn ausdenken.

Und die beiden Jünglinge schieden von einander. Der Eine ging nach links, befriedigtes Nachgefühl im Herzen und in der Tasche den Wechsel, an dessen Verfallstage der Andere mit seinem Leben begahnen muß; Jener ging nach rechts, mit dem verzehrenden Bewußtsein in der Seele, das Todesurtheil in der Tasche. Jeder Wurf des Minutenzeigers am Zifferblatte der Uhr ist ihm nicht die frohe Gewölbe einer blühenden Zukunft, sondern treibt ihn dem Verderben zu.

Was ist ihm die Zukunft? Ein Grabkreuz. Ein Ziel, das er, wenn er gerade will, auch früher erreichen kann, das aber Niemand für ihn in eine weitere Entfernung zu rücken vermag, den Einen ausgenommen, der sich ein Recht auf seine Lebensstage erworben hat. Was soll ihn beglücken? Auf sein leidendes Gesicht legt sich ein erstickender Nebel. Der Gewanke, der in ihm aufsteigt, findet keinen Zündstoff und entzündet. Der Schwung fällt wie Wöl zu Boden; die Begeisterung erstickt in seiner Brust. Wen soll er lieben? Soll er ein Herz an sich fetten, mit dessen Wurzelfasern verwaschen, um es eines bestimmten Tages auszuzerren und zwei Leben zu opfern, während er nur eines schuldet? Soll er eine Familie gründen? Wie will er es vor Gott verantworten, daß er die Un-



glücklichen der Welt mit keiner Waise vermehrt? ... Erhaben können ihn von dem biteren Gedanken ablenken, Arbeit könnte ihn beruhigen. Fremd eine Disziplin zieht ihn an; aber bis er sich deren Schätze zu erschließen beginnt, um darin nach Lust zu wählen, fällt die Last des Schicksals dröhnend zu. Dieses Dröhnen bedeutet den Revolver.

Büchertisch! Ein zwanzigjähriger Junge! Er wird sich erschließen, da der Born ohnehin verarmt. Wie sie beim ersten Begegnen sich ansehen, werden sie in ein knarrendes Gelächter ausbrechen und sich umarmen. Was hätte der Andere von seinem Leben, da dieser doch selbst so viel hat, daß er vor lauter Gesundheit nicht weiß, was er damit beginnen soll. Die Erörterung junger Leute — histoire de femme.

Und das Leben erfährt ihn mit tausend Armen, damit er an dessen Brästen frohsinnig, süßen Rausch, den Wein der Freude, perlende Wonne trinke. Oder will er Alles, was das Leben an Licht, Duft und Klängen, Farbe und König liebt, in den Zeitraum von zehn Jahren pressen? Will er schnell, im Galopp leben? Das Faß der Glückseligkeit anhängen und alle seine Sinne in süße Trunkenheit erkaufen?

Nein. Kalten Blutes zählt er die Tage und mißt genau die Grade der immer mehr sich kürzenden Entfernung. Röcheln am Abend fällt, und unerbittlich rinnt der Sand. Er betäubt sich nicht. Er geht sterben. Den Selben entflammt die Idee. Er stürzt dem hochausliegenden Banner nach, und wenn er fällt, so spiegelt sich in seinem brechenden Auge die Morgenröthe der Erlösung, sein erstumpftes Gehör vernimmt noch das Siegesgeschrei, sein letzter Herzschlag ist Wurm, der letzte Hauch, der seinen bleichen Lippen entweicht, ist ein gehelligter Seufzer.

Der Glend, dessen verzweifeltes Gemüth auf dieser Erde keine Ruhe findet, legt sich eine Schlinge um den Hals, stößt den Sessel unter seinen Füßen fort und hängt am Nagel. Das Leben hat ihn verhöhnt, er geht ihm den Kopf zurück. Er liegt quer auf dem Wege des Glückes, damit die lächerlichen Querulanten der Weltharmonie über ihn stolpern. Und wer auf den Nichtsplatz geführt wird, damit er nach menschlicher Gerechtigkeit dafür büße, weil er Einem, der sich des Lebens freute, das Leben geraubt hat: der sätigt sich in die große Süßne, die ihm die Erkenntnis der irdischen Richter auferlegt hat. Aber woher hat der junge Mann die Kraft, den Wuth gegen, sein edles Leben der ungerechten Entscheidung eines verkehrten, selbstgeschriebenen Schicksals hinzugeben, wie die Buschmänner ein blühendes Kind dem blauen Götzen opfern? Denn Gott sei die Ehre, nicht Nichts! Offenbar schlummerte auf dem Grunde seines Herzens die blasse Hoffnung. Sie werden sich schon verlohnen. Oder der Andere hat die Sache vielleicht vergessen. Nein, betrügen wird er ihn nicht. Aber gewiß ist der Gläubiger verhöhnt. Zehn Jahre! Der Jüngling ist zum Manne gereift, er hat den Werth des Lebens erkannt, sein Urtheil hat sich geklärt, sein Blick umfängt einen größeren Gesichtskreis. Wenn auch die Verlobung eine tiefenstehende war, so hat sie ein zwanzigjähriger Jüngling in rascher Aufwallung an ihm verübt und nicht der dreißigjährige Mann; der überlegt, er reißt; die unwiderstehliche Positivität peitscht seine abgeplanten Nerven zu neuem Leben auf, seine erschöpfenden Sinne entsänden sich allmählig im Sauerstoff des Saisens. Er ist in Gesellschaft lebenswürdig und gönnt seinen Gefühlen ein liebliches Plätzchen, seinem Gedanken freien Flug so weit der schwarze Faden es gestattet. Der schwarze Faden, den das Leben durchschneidet — während sein ganzes Wesen an dem rothen Hoffnungsfaden hängt, den der Tod durchschneidet. Und zwischen Hoffnung und Angst verfließen dreitausendsebenhundert und neunundvierzig Tage.

Jetzt muß der Brief ankommen. Und der dreitausendsebenhundert und fünfzigste Tag bricht an. Und der Brief kommt.

Das Kußere trägt kein Zeichen, das auf den Inhalt deutet. Es kann eben so gut eine milde Botsung, wie eine schroffe Mahnung sein.

Er schließt sich ein. Er hält den Brief an sein Herz, ob er nicht dessen Inhalt fühle. Er drückt ihn an sein Ohr, ob ihm nicht das vernehmende Wort daraus entgegenlinge. Er legt ihn an sein Auge, ob er nicht darin das frühliche Lächeln sehe. Da er trotz alledem gesunde Nervenstränge hat und nicht an Beklärungen leidet, so bleibt ihm nichts übrig, als den Brief zu öffnen.

Er öffnet ihn. Der Tod greift ihm daraus entgegen. „Bezahle!“

Er fühlt einen heftigen Stoß im Herzen. Der zweite Herzschlag ist schon ruftig. Kraurig hebt er den Kopf und bemeint seine thörliche Hoffnung, seine Jugend. Dann vernimmt er den Brief, mit erhobenem Kopf und lächelnd tritt er auf die Gasse hinaus, schädert mit seinen Freunden, schmeichelt seiner Mutter, macht den Frauen Glattfäden, treibt milden Scherz mit den Mädchen, spielt mit den kleinen Kindern, steckt sich eine Kose ins Knopfloch, streichelt seinen Hund, begiebt sich in sein Zimmer und, um seinen Gegner nicht zu beschlehen, zerfummert er sich den Kopf in dem Augenblick mit einem Schuß, in welchem die Uhr Mitternacht schlägt.

Und Nichts! hält sich den Bauch und wiehert vor Schaden, daß er fast von seinem Sessel fällt. Und die Mutter hört es und wird wahnwitzig vor Schmerz.

Und der Andere, der seine Kasse zehn Jahre hindurch genährt hat, ist gestützt und lächelt. Bedenke nach seiner Weise.

Von heute an binde ich dem kranken Wolf ein blaues Band um den Hals und führe ihn auf blumigen Auen umher; lasse ich eine Klapperfahne in das Aquarium meines Fensters gleiten zum lieblichen Spiele, zünde zum Andenken Francesconi's eine Gedächtnislampe an und drücke Krochmanik die von Blut tauchende Hand! Denn im Vergleich zu jenem Gläubiger, ist der Wolf ein Mann, die Klapperfahne ein Goldstück, Francesconi ein Märtyrer und Krochmanik ein Gentleman.

Agai Porzo, Budapest.

Faites votre jeu, messieurs.

Von Max Schö n.

Das letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts wird in der Geschichte bezeichnet werden, welche das deutsche Kulturvolk gezeitigt hat, weil es die nach außen hin erregende Machtstellung, ohne sich derselben zur Befriedigung von Eroberungsgelüsten zu bedienen, mit voller Energie dazu bemüht hat, um diejenigen Aufgaben zu lösen, welche dem ersten Staat der Civilisation in kultureller Hinsicht obliegen. Es ist zweifellos, daß das Vorgehen Deutschlands in sozialreformatorischer, handelspolitischer, wie intern-wirtschaftlicher Hinsicht auch auf die übrigen Staaten des europäischen Kontinents, insofern sie gleichartige politische Vorbedingungen besitzen, eine ungemein lehrreiche Wirkung ausübt.

Das riesengroße Werk der Sozialreform hat seinen steten geistlichen Fortgang genommen, und der vierte Stand, die Erierten, werden sich in nicht mehr ferner Zeit in derjenigen verbesserten Lage befinden, welche sie bei den heutigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen erwarten können, soweit diese die allgemeine Lage betrifft, und dies auf legalen Wege, ohne Benachteiligung fremder Rechte, geschehen konnte. Auch die Mißverhältnisse des fünften Standes, das Landarmuthen, das Tagelohnbentum sind in mehrfacher Hinsicht verbessert bzw. bessert worden, und wenigstens auch hier noch Vieles zu geschehen haben wird, so sind Einrichtungen wie die Naturalverpflegungsinstitutionen ein so wohlgeleiteter Anfang, daß man die bestimmte Hoffnung hegen darf, wie die sozialreformatorische Idee auch nach dieser Richtung hin immer weitere Fortschritte machen wird. Wenn nun Deutschland in vollen Bewußtsein seiner hohen Aufgabe an der Stärkung der Volkskraft, Hebung der Sittlichkeit und seiner internen Prosperität mit unermüdlichem Eifer arbeitet, so erwächst ihm auch wiederum die Pflicht zu verhüten, daß diese Volkskraft nicht wieder auf der andern Seite durch die wohnwüthigste, räuberische Leidenschaft verloren gehe, die den Menschen beherrschend kann, nämlich durch das Spiel.

Der Trunkenbold kann unter Umständen noch Herz, Gemüth, ja Charakter besitzen; der Dieb, der Mörder und Brandstifter hat vielleicht, so verderbt und verdammenwerth er auch ist, nach dieser oder jener Richtung hin noch menschliches Gefühl. Der göstliche Funke, der bei allen, die gut und brav sind, zur hellenleuchtenden und erdennenden Flamme wird, glimmt auch in dem tiefsten Innern eines solchen Bösewichtes fort. Doch wer dem Dämon des Spiels anheimgefallen ist, der verliert im Laufe der Zeit alle jene Eigenschaften, welche ihn über das Thier hinwegheben. Seine unglückselige Leidenschaft lockt und zerreißt schließlich alle Bande des Blutes, der Freundschaft und der Achtung, welche die Menschen an einander knüpfen. Er kennt keine Liebe, keine Treue, keine Wahrheit, kalt läßt ihn der herzbrechend bittende Blick des Weibes, die Thränen der Kinder berühren ihn nicht; und könnte er das Mädchen des Sänglings, der vor ihm, dem Vater, in der Wiege liegt, in Gold umtauschen, dann würde er mit zitternder Hand der heftigen nehmen, um es — auf die Karte zu setzen. Wie ein Automat schleicht er umher und beachtet kaum die Wechselfälle des Lebens, wenn dieselben nicht zusammenhängen mit Würfeln und Karte. Diese beiden Dinge sind das Alpha und Omega seines Lebens geworden, sie bieten ihm das verwerfliche Surrogat des Glückes, nämlich die antreibende Leidenschaft, und flakt des toden Bewußtseins tönt die Stimme des Crupiers: „Le jeu est fait, rien n'en va plus!“ Ist dann mit dem letzten Louisd'or diese entsetzliche Hejagd nach dem „Glück“ beendet, dann endet auch ein Spielenschaß die ganze Sache — so ist das Leben, Treiben und der sichere Daseinsfluß eines Spielers von Profission.

Ich habe diese Schilderung aus dem Leben gegriffen, und eigene Anschauung aus den früheren Jahren, wo noch das Hazard in den Spielbanken Deutschlands uneingeschränkt sein Wesen treiben durfte, hat mir die Worte in die Feder diktiert. Heute ist das anders geworden, und innerhalb der deutigen Grenzen sind die öffentlichen Spielhöhlen verpönt. Wenigstens keine Sicherheit dafür vorhanden ist, daß in manchen Ländern nicht etwa das ungesetliche und verabschwendungswürdige Treiben heimlich fortgesetzt und den berufenen Hütern des Gesetzes bei verschlossenen Thüren ein Schnupfen geschlagen wird, so ist doch schon viel dadurch erreicht worden, daß die Uebertreter eben zur Bestrafung herangezogen werden können, und daß überhaupt dem Hazardspiel, in welcher Gestalt es auftreten möge, durch das energische Verbot viel Abbruch gethan ist. Freilich kann nicht geleugnet werden, daß die niederen Arten des Hazards leider noch in allen Gesellschaftsklassen heimisch sind — ich zähle dazu „Macao“, „Duce-demi“, „Trictrac“ und den „edlen Tempelbau“, sowie andere Belustigungen gleicher Qualität — und in verschiedenen Klubs und Gesellschaften gedeihen diese entarteten Pflangen der Gesellschaft noch immer unentwegt. Hier kann neben der heiligen Hermandat mit ihrem wachsamem Auge nur die Privat-Initiative helfen.

Bekannt ist, wie unser Kaiser vor einigen Jahren in seiner Eigenheit als Oberst des Garde-Gusarenregiments seinen Offizieren verbot, einen gewissen Klub in Berlin zu besuchen, weil in demselben hohes Hazardspiel stattfand. Was der junge Oberst damals bezog, hat der kaiserliche Kriegsheer mit voller Energie fortgesetzt: das Ausmergen des Hazards aus den Offizierskreisen. Gelänge dem jugendlichen Monarchen in seiner ganzen Regierungszeit nur allein dies Eine, wädhlich, er hätte schon damit Großes geleistet, und manche hochangesehene Familie könnte ihn als den Retter ihrer Wohlhabenheit preisen. Das Spiel ist es, welches den festesten Vermögensstand untergräbt. Vor längerer Zeit sandte ein über viele Millionen gebietender Selbbaron seinen Sohn nach Berlin, um ihn in die dortige Gesellschaft einzuführen zu lassen. Er gab ihm ein Briefchen an seinen Berliner Geschäftsfreund mit, in dem das schwerwiegende Wort stand: „unbeschränkter Kredit“. Der erste Wechsel ward anstandslos honorirt, beim zweiten aber schon eilte der Papa schleunigst nach Berlin, packte seinen hochausgesprochenen Sprößling in ein Coupee erster Klasse und dampfte mit ihm nach Hause, indem er die demütigenden Worte sprach: „Für alle denkbaren Auslagen laute mein Kreditbrief, nur nicht für Hazard. Denn dies kann selbst das Vermögen eines Barons ... ruiniren. Doch genug davon. Ich habe heute das höhere Hazard im Auge und lenkt die Aufmerksamkeit der Vater speziell auf einen Punkt, auf die Pestilenz Europas, deren schädlichen Dünstes auch so manches nennenswerthe deutsche Kapital an gesunder Arbeitskraft und Baarvermögen zum Opfer gefallen — nämlich auf Monaco.“

Die Abschaffung der Spielhöhlen in Monaco ist schon mehrfach lebhaften Erörterungen unterzogen worden, und besonders in Frankreich, dessen Regierung mit dahingehenden Petitionen von Zeit zu Zeit überhimmelt wird, ohne daß die Sache ipudrecht geworden ist. Es handelt sich hier um zwei diametral entgegengesetzte Anschauungen, von denen die eine der französischen Regierung die Rechte für Abschaffung der Spielhöhlen dortselbst zuerkennt, während die andere die „Souveränität“ des Fürstentums von Monaco aufrecht erhalten will. Doch die „Souveränität“ ist nirgends geschrieben und nirgends anerkannt. Das Fürstentum ist vielmehr ein Protektorat und seine Stellung durch besondere Konventionen geregelt. Der Pariser Frieden von 1815 bestimmte, daß der König von Sardinien über Monaco dieselben Rechte ausüben sollte, die früher der König von Frankreich hatte. Die beiden Herrschafter Mentone und Roquebraune, welche früher zum Fürstentum gehörten, sind Leben des Hauses Savoyen, und Monaco selbst ist ein Lehen der Grafschaft Provence gewesen. Sardinien schloß 1817 eine Konvention, die den Pariser Vertrag zur Basis hatte, und in welcher das Fürstentum in vielfachen Bindungen und Dredungen als untergebenes Schutzgebiet von Sardinien anerkannt wurde. Im Jahre 1860 gingen die Rechte Sardiniens an Frankreich über, welches dieselben auch insofern wahrnimmt, als die gesamte Verwaltung von Monaco, die Eisenbahn, königliche Gerichtsbarkeit u. von Frankreich bewirkt wird. Auch werden in Monaco auf Urlaub befähigte französische Soldaten nicht als ins Ausland gereist, betrachtet. Und da sollte das Spiel allein der Punkt sein, in welchem der Fürst von Monaco Gnaden souverän ist?

Aber selbst, wenn dieses der Fall wäre, so müßten doch Mittel und Wege gefunden werden, um diesen „souveränen Parasiten am sozialen Körper Europas“ unschädlich zu machen. Die Mächte schließen so zur Ausdrückhaltung der Ruhe und Ordnung auf dem Kontinent viele Schutzverträge ab, und die Kleinststaaten bieten sich wohl, mit dem charakteristischen Willen der Mächte in Widerspruch zu gerathen. Man sollte doch glauben, daß auch die Souveränität des Fürsten von Monaco sich einem derartigen Nachdruck weihen müßte. Der Zeitpunkt für eine dahingehende Action wäre jetzt um so mehr geeignet, als nach dem im hohen verflochtenen Jahre erfolgten Tode des alten Fürsten durch einen Nachfolger eine neue Ordnung der Dinge ohne Weiteres angebahnt werden könnte, ohne daß er in Verdach käme, mit „Regierungsprinzipien“ in Widerspruch zu gerathen. Deutschland hat sich an die Ehre sozialer Reformen gestellt, es hat sich dabei das Recht vindicirt, alle diejenigen Ziele entgegenstellen, seien solche Hindernisse auch außerhalb des Landes gelegen. Deutschlands Recht und Pflicht ist es daher, im Verein mit befreundeten Staaten eine internationale Regelung der Angelegenheit Monaco's ins Werk zu setzen. Der Dank des gesammten Europa wird Deutschland auf diesem Wege begleiten. (Deutsches Tageblatt.)

Humoristisches.

— Ein junger Schachspieler, der den „Gel.“ in „Sommer-nachsträumen“ mit großer Klarheit gespielt hatte, erhielt bei der Wiederholung des Stückes einen Kramp mit der Bemerkung: „Dem größten Gel des Jahrhunderts!“
— Wann ist ein Babier am gefährlichsten?
— Wenn er Geschicht schreibt.
— Lieutenant zum Schneider: „Bal'ot! Ich ja famos habe meine Kasse, aber daß mir Punktverluste so insom klein gemacht haben, ist geradezu belächelnd.“

Auflösung des Räthfels in letzter Nummer.
Esar — Naps.

Für Redaction verantw. rick: S. Koegler.